



ern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2'50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2'50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2'50 Franken, übriges Ausland 2 Wolomart.

Unser Selbiger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Seft 1

Jänner 1934

XXXVII. Jahrgang.

Ein gottgesegnetes Neujahr!

Von P. Jakob Lehr.

Mit diesem Segenswunsch begrüßen wir einander an der Schwelle des neuen Jahres. Gottgesegnet heißt voll Glück. Dieses Glück gleicht aber nicht der schillernden Seifenblase, die gerade dann zerfließt, wo man sich an ihrem glitzernden Regenbogen weiden möchte. Dieses Glück wohnt im stillen Kämmerlein des Herzens, wohin der ratternde Lärm des geschäftlichen Alltags nicht dringt, wohin auch Neid und Verleumdung oder die Meintat eines Judas den Zugang nicht findet. Dieses Glück bedeutet ein kindliches Zufriedensein mit allem, was Gott, die ewige Liebe, gibt oder nimmt. Im Einklang und Gleichklang menschlichen Willens mit dem göttlichen Willen liegt unser wahres und dauerndes Glück.

Gottgesegnet heißt voll Wert! Ein unschätzbares Geburtstagsgeschenk hat uns der Schöpfer in die Wiege gelegt: die Zeit. Wir sprechen von der Ewigkeit und bedenken nicht, daß es auf die Zeit ankommt. Auf ihren rechten Gebrauch. Nur tropfenweise wird sie uns gegeben, Sekunde um Sekunde. Ob für ein langes Leben oder ein kurzes?

Ob für das ganze Jahr 1934 oder nur einen Teil davon? Wie immer, sie gestaltet unser Schicksal, Seligkeit oder Verwerfung! Wie kostbar muß sie uns sein!

Gottgesegnet heißt voll Hoffnung. „Der Gott der Hoffnung erfülle euere Herzen mit aller Freude im Glauben“, lautet der Glückwunsch des Völkerapostels. Hoffnungslosigkeit erhebt, belebt. Hoffnungslosigkeit lähmt, tötet. Vielleicht ist gerade 1934 das Jahr, das unserm Leben einen tieferen Sinn gibt, unser Wirken weitet, unsere Seele schöner formt, unserem Herzen das ersehnte Glück schenkt. Darum öffnen wir voll Hoffnung und Vertrauen die Pforte des neuen Jahres. Aber sollten wir auch in seinen Hallen die Güter nicht entdecken, die wir begehren, darf uns der Mut nicht erschwinden. Sicher finden wir darin Den, der die unendliche Fülle alles Guten in sich begreift, der das höchste und schönste Gut selbst ist. Wenn wir an ihm, dem Herrn und Lenker aller Zeiten, aller Dinge, nicht achtlos vorübergehen, wird das neue Jahr für uns ein glückliches, ein gottgesegnetes sein.

Glück, wo bist du?*

Wo ich wohne.

Wir haben nicht alle Tage Weihnacht oder ein Fest, das uns lächelnd über Mühseligkeiten weglupft. Hunger nach Glück und Freude jedoch haben wir alle Tage. Ei, wenn ich jemanden kennenlernte, und ich bekäme ihn unsäglich lieb, was wollte ich dann machen? Ich würde ihn fragen: „Wo wohnst du denn?“ Und ich würde mir seine Adresse merken, um ihn zu besuchen, sooft ich Lust hätte. Wessen Adresse aber brauchte ich nötiger als die meines Glückes?

Wenn aber irgendwo ein Hauch von ewiger Weihnacht und ein Rucklein von bleibenden Festtagen liegt, dann in den Kirchen. Die Farbenwolken der Deckenbilder schweben unverbraucht über den stillen Bänken, heute wie gestern, das Gold des Tabernakels und der Heiligenstatuen und das Lichtlein in der Ampel funkeln an allen Werktagen ebenso froh wie an Festen, und der Marmorboden breitet sich unter die zerrissenen Schuhe armer Kinder ebenso wie unter die teuersten Sohlen.

Immer ist hier ein Bänklein frei für müde Wanderer und für solche, die in aller Ruhe sich was überlegen wollen. Draußen geht die Hast der Straße und der Lärm des Marktes; aber die Eichentüren dahinten stemmen sich gewaltig dagegen und lassen alles wichtige, rottöpfige Getue erhitzter Menschen nur dann passieren, wenn es ein klein wenig demütiger und sittsamer geworden ist. Von den Kirchenbänken aus hört sich dieses alltägliche Lärmen fast an wie verhaltenes Husten eines Fieberkranken. Ja, hier muß der Alltag ordentlich „Schuhe

abstreifen“, ehe er herein darf. Denn hier wohnt das Glück.

Oder rinnen nicht viele Freudenbächlein der Familie vor diesem ewigen Lichtlein zusammen? Sind nicht fröhliche Füße über die Schwelle gegangen, als Vater und Mutter hier drinnen Ringe wechseln wollten und sich gegenseitig ein glückliches „Ja“ sagten? Oder als ein winziges Neugeborenes in schneeweißen Kisseln lag und zum Taufbrunnen wanderte? Oder als die Kinder zum ersten Male Jesus empfangen? Und dann zu allen Festzeiten des Jahres und vor allem auch, als die Füße aus dem alten, kühlen Beichtgestühle kamen, wo Unruhe sich zu Frieden ebnen mußte und verbissener Groll endlich nach einem verzeihenden Worte suchte?

Doch zwischen den Festen liegen noch viele leise, halbverdunkelte Tage. Auch sie wollen einen Freudenstrahl und haben ein Recht darauf. Geht Jesus etwa nach den feierlichen Gottesdiensten fort wie der Herr Pfarrer? Nein, er bleibt auch in den Nächten hier und als sein Bote wandert das Tabernakellicht auf heimlichen Füßen bis an das Tor, um jeden Glückshungrigen gleich schon höflich und lächelnd zu empfangen. Ja, der Schimmer dieses Flämmleins klopft an die hohen Fenster und grüßt wie ein Morgendämmern in die kühlen Schatten der Nacht hinaus. Vielleicht, daß ein Einsamer es beachtet und im Herzen getröstet wird. Denn er merkt, wie der göttliche Tröster sehnsüchtiger nach uns ist als wir nach ihm. Wie mit dem Mäntelchen der Liebe deckt er die Hälfte unserer Wünsche wärmend zu, daß wir in seinem Hause uns bescheiden lernen und dadurch anderen ein Lichtlein des Verstehens anzünden, bei dessen Schein sie sich leichter zurechtfinden.

* Entnommen dem feinen Wunschbüchlein: „Glück, wo bist du?“ Verlag Ars sacra. Josef Müller, München 13.

Häusliches Leben der Bapedi.

Von Br. August Cagol.

Der größere Teil des Bedi-Stammes lebt auf abgesonderten Gebietsteilen, Locations genannt, die in den politischen Distrikten Middelburg, Lydenburg und Pietersburg liegen. Die Gegend ist landschaftlich schön. Diese Reserven sind den Eingeborenen aber

nicht aus reiner Menschenliebe überlassen worden, denn das Klima ist nicht gesund und der Regenfall ist gering und unregelmäßig.

Die Bapedi lieben die Siedlung in lose verbundenen, gemeinschaftlichen Dörfern,

die in geschützter Lage am Fuße oder Hange eines Hügel- oder Bergzuges angelegt werden. In der Mitte des Dorfes befindet sich das Gehöft des Agoschi (Häuptlings), an das sich die Wohnungen der Marena (Hofbeamten) und endlich die Behausungen der übrigen Familien anschließen. Das Ganze bildet eine unregelmäßige Aneinanderreihung von Einfriedungen, aus denen Hütendächer und Rohrwände aufragen, zwischen denen freie Plätze und mäßig breite Wege die Verkehrsadern bilden.

Ein Dorf entlehnt seinen Namen dem des Häuptlings. So steht „Mapote“ für den Mann und für das ihm unterworfenen Dorf.

Jedes Gehöft ist nur von einer Familie bewohnt. Die patriarchale Familie besteht aus allen männlichen Nachkommen in der männlichen Linie von des Patriarchen Vater, wie auch von des Patriarchen Vaters weiblichen Nachkommen in der männlichen Linie, die unverheiratet geblieben sind, und ihren etwaigen Söhnen und Töchtern; ferner aus den Söhnen und unverheirateten Töchtern aller Frauen, deren Brautpreis von der Patriarchalherbe stammt, gleichgültig, wer die natürlichen Väter dieser Kinder sein mögen, und schließlich aus allen Personen beiderlei Geschlechts, zusammen mit ihren Nachkommen, die dem Patriarchen zugekommen sind durch Erbschaft, Kauf oder Raub und über die in der Folge nicht anderweitig verfügt wurde durch Schenkung, Verkauf oder Verheiratung.

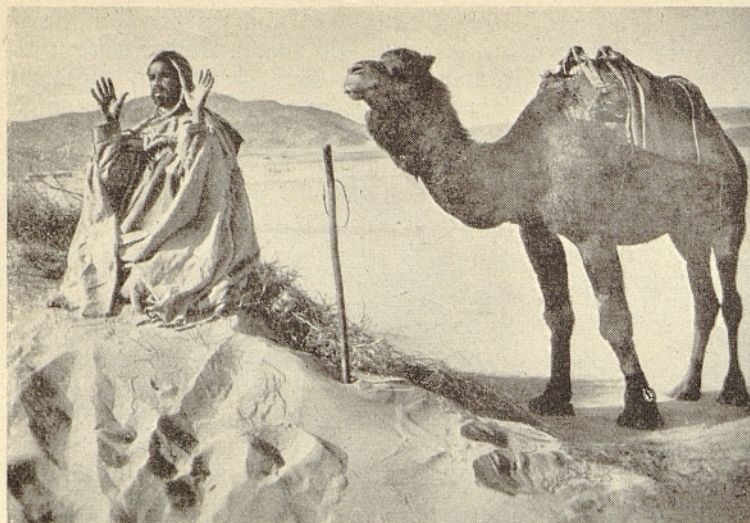
Die Bapedi gehören dem vaterrechtlichen Kulturkreis an. Das will sagen, die Frau geht von der Herrschaft ihres Vaters oder Patriarchen über zu der ihres Mannes oder dessen Patriarchen und ihre Kinder mit ihr. Ein Brautpreis wird der väterlichen Gruppe der Frau übergeben, und solange der Brautpreis von dieser behalten wird, ist die Frau unter der Gewalt der Gruppe des Mannes und ihre Kinder mit ihr. Der Sohn folgt dem Vater in Lebensstellung und Besitz und gehört zu des Vaters Gruppe. Die Töchter verlassen bei ihrer Verheiratung das väterliche Heim und schenken den Familien ihrer Männer Kinder, während die Söhne bei ihrer Verheiratung auswärtige Frauen in die Familie bringen, damit diese ihr Kinder schenken.

Das einigende Band in der Familie ist weniger Blut als Macht. Kinder werden als Gewinn und Ehre betrachtet, weshalb fremde Kinder gern in die Familie aufgenommen werden. Daher erhebt ein Mann noch Anspruch auf die nach Jahren zur Welt kommenden Kinder einer früheren Frau, wenn der Brautpreis, den er seinerzeit erlegt hatte, nicht zurückerstattet wurde. Solche Kinder von fremdem Blute werden wirkliche Mitglieder der Familie.

Die Hütten der Patriarchalfamilie liegen im Kreise um den Kinderpferch, den ein Pfahlverhau umschließt. Das ganze Gehöft ist mit einem Pfahlzaun eingefriedet, der manchmal doppelt angelegt wird. Darin befinden sich eine oder zwei Zugangsöffnungen, die nachts geschlossen werden. Der Pfahlzaun ist nicht selten ersetzt durch eine lebende Hecke von stacheligen *Opuntia*-Kaktusbüschen oder von Zuckapflanzen, deren stahlharte Blattspitzen dem etwaigen Eindringling wie Speere entgegenstarren. Auch Mauern aus handlichen Granitsteinen, die mit



Auf der Fahrt ins neue Jahr. (Fides.)



Retender Mos'em. — Der Moslem betet fünfmal des Tages, und zwar bei Tagesgrauen, mittags, um 3 Uhr nachmittags, bei Sonnenuntergang und eine Stunde darnach. Immer muß das Gesicht Mekka zugewandt sein. Befehrungen unter den Moslemin sind selten. Die Verfolgungen von seiten früherer Glaubensgenossen, ihr Haß und überkommene Kampfstellung gegenüber anderen Religionen hindern am Übertritt. Von den 240 Millionen Mohammedanern der Welt leben 350/0 in Afrika. (Sibes.)

Lehmmörtel verbunden und mit Lehm verputzt sind, dienen als Gehöftabschluß, der manchmal noch von einem Graben umgeben ist.

Zwischen dem Viehpferd und den Wohnhütten breitet sich ein geräumiger Hof aus, in welchem ein offenes Strohdach vorgehängt ist, unter dem die Männer sich zusammenfinden zur Arbeit, zu geschäftlichen Besprechungen, zur Plauderei.

Die einzelnen Hüttengruppen sind wieder durch leichte Zäune von sauber geflochtenen Matten aus Gras oder Schilfstroh abgeteilt. Jede der Ehefrauen besitzt in einer solchen Abteilung ihr eigenes kleines Reich. Im Vordergrund des Hofraumes wird das Kochgeschäft abgewickelt, und hier werden Gäste empfangen. Der rückwärtige Hofplatz wird für größere Hausarbeiten und zur Verwahrung des Brotgetreides und der Werkzeuge benutzt. Das Getreide ist in großen, gut geflochtenen Körben aufgespeichert, die auf zwei Fuß hohen, mit einem Strohdach versehenen Pfahlgerüsten stehen und etwa 30 bis 40 Scheffel (1090 bis 1453 Liter) fassen.

Die ursprüngliche Bauart der Hütte ist die des Rund- oder Zelthauses. Neuerdings haben manche Vapedi, besonders Häuptlinge und Angesehene, angefangen, rechteckige Zembbauten aufzuführen.

Zum Bau einer runden Hütte wird ein Kreis von gegabelten Pfählen im Boden be-

festigt. Der obenstehende Gabelkreis nimmt biegsame, waagrecht liegende Pfähle auf, die den Gabeln anderer Pfähle zur Stütze dienen müssen, deren Enden über der Mitte des Wandreifes in einer Kegelspitze zusammenlaufen. Der ganze Bau wird dann mit schmiegsamen Gerten durchflochten und mit Lederstreifen oder Bastseilen in seinen einzelnen Teilen verbunden. Die Pfahlwand wird innen und außen mit Lehm verstrichen. Das Regeldach ist mit Stroh gedeckt, das in kleinen Bündeln ausgebreitet und mit Bastseilen niedergebunden wird. Häufig ragen die Sparrenpfähle am unteren Ende einen Meter oder etwas mehr vor, wodurch eine Art Umgang um die Hütte gebildet wird, der einen beliebigen, kühlen Aufenthaltsort während des Tages bietet. Die Türöffnung einer Hütte ist gewöhnlich sehr niedrig. Fenster sind nicht in der Hütte vorgesehen, sondern nur einige winzige Gucklöcher zum Hinausspähen.

Der Fußboden der Hütte besteht aus geschlagenem Ton und erhält einen Überzug von Ton und Kuhdung, der häufig eine spiegelglatte Oberfläche zeigt. Selbst am Fußboden bringt der Schönheitssinn der Leute Striche und Ritzacklinien als Schmuck an, wie auch die Hüttenwände oft mit Linienornamenten geziert sind.

Im Innern der Hütte oder im Hofraum vor der Hütte befindet sich am Boden die vertiefte Feuerstelle mit erhöhtem Rande.

In deren Nähe ist gewöhnlich ein bequemer Sitz aus Steinen, die mit Lehm verputzt sind, errichtet. Er wird vom Familienvater eingenommen, wenn er seine Mahlzeit hält. Die irdenen Kochtöpfe werden auf drei Steine gestellt, zwischen denen das Feuer unterhalten wird. Als Brennstoff dient Holz.

Die Hütte ist wenig mehr als ein Schlafplatz. Deshalb ist die Einrichtung von der einfachsten Art. Die eine oder andere Schlafmatte aus Stroh, einige Schaffelle und Decken, ein oder zwei Stühlchen aus Holz, einige hölzerne Schüsseln und Löffel, eine Anzahl irdene Kochgeschirre verschiedener Größe, mehrere Flaschenkürbisse, einige Waffen und Messer, das ist alles.

Die Bapedi bauen nicht flüchtig, sondern sorgfältig und für die Dauer. Das zum Bauen benötigte Holz schlagen sie entweder im Busch oder sie kaufen Stangen von den Farmern. Das Dachstroh wird im Herbst geschnitten und in Bündeln aufgehoben. Ferner schneiden die Bapedi gewisse einjährige Pflanzen mit starken, geraden Stengeln, die sie zu ihren geflochtenen Zwischenwänden verwerten, so mit Vorliebe die Stengel der mexikanischen Samtblume (*Tagetes erecta*). (Schluß folgt.)



Beter für China. — Das reizende kleine Bild, das ein chinesisches Kind in ernsthaftem Gebete darstellt, stammt aus der Apostolischen Präfectur Loyang in der Provinz Honan. (Fides.)

Meine Missionswanderungen.

Von P. Josef Musar.

(7. Fortsetzung.)

Karino—Plaston—White-River. Neun englische Meilen östlich von Nelspruit liegt am Krokodilfluß eine kleine Ortschaft namens Karino. Zu beiden Seiten des Flusses erheben sich hohe Berge, die sich gegen Osten immer mehr verengen, so daß nur für den Fluß und die Eisenbahn, deren Linie man teilweise durch Sprengungen gewinnen mußte, Raum bleibt. Die Ortschaft selber zählt nur wenige Häuser. Die anderen liegen mehr oder weniger entfernt am Abhang der Berge. Am linken Ufer des Krokodilflusses öffnet sich das Tal des White-River, durch das eine Gebirgsstraße nach Plaston und der Ortschaft White-River führt. Im Gebüsch, das stellenweise den Weg säumt, halten sich zahlreiche Schlangen und Affen

auf, die in den umliegenden Maisfeldern oft großen Schaden anrichten.

In dieser Gegend waren verschiedene katholische Familien angesiedelt, die zu besuchen mir oft viel Zeit und Mühe kostete. Manche von ihnen hatten vom Christentum nichts mehr als den Namen; ich traf Leute an, die nicht einmal mehr das Vaterunser mußten. Das Tal, so reich an Naturschönheiten, kam mir wegen des religiösen Tiefstandes vieler seiner Bewohner oft vor wie eine Grube von Lastern; es war mir, als ob der Leibhaftige darin seinen Sitz aufgeschlagen hätte. Nacheinander geschahen mehrere Selbstmorde. Ein Mann verbot mir einmal, in seinem Hause die heilige Messe zu lesen; er erklärte nämlich, sooft er den Priester beherbergt hätte, wäre auf seiner Farm ein Unglück geschehen. „Gut“, sagte

ich, „in Zukunft werde ich dich nicht mehr belästigen, ich will dann sehen, ob du mehr Glück hast.“ Und was geschah? Einige Wochen später vernichtete ein gewaltiger Hagelsturm fast seine ganze Ernte, während die Felder seiner Nachbarn verschont blieben.

Den Weg von Marino nach Plaston, eine Strecke von etwa zehn englischen Meilen, legte ich oft schwerbeladen in größter Hitze zu Fuß zurück. Plaston liegt auf der Höhe in einer herrlichen Gegend. Die weite Fläche ist mit Orangenbäumen bepflanzt. Wenn man zur Zeit der Reise durch die langen Baumreihen geht und die Unmenge von dunkelgelben Früchten aus dem grünen Blätterwerk leuchten sieht, glaubt man sich fast ins Paradies versetzt. Auch Papaian und Bananen wachsen da in Fülle. In einem großen Magazin werden die Orangen sortiert, verpackt und in Tausenden von Kisten überallhin versendet.

Unter den Einwohnern Plastons, die meist der englischen Kirche angehören, wohnte eine gut katholische Familie, die regelmäßig zu den heiligen Sakramenten ging. Wegen des milden und gesunden Klimas halten sich dort immer Fremde auf, die auch gern zur heiligen Messe kamen.

Plaston besitzt eine herrliche Blumenfarm. Da breitet sich ein Acker aus mit Nelken von verschiedenster Größe und Farbe, dort blühen ebenso verschiedenartige Delphinien,

Alster, Chrysanthemen, Rosen und viele andere Blumen. Täglich werden Hunderte von Sträußen gebunden, verpackt und auf den Blumenmarkt nach Johannesburg geliefert. Nur schwer trennt man sich von dieser Blumenpracht.

White-River, wohin ich am nächsten Tag wanderte, erhielt seinen Namen vom gleichnamigen Fluß, an dem es liegt. Im Jahre 1926 mußte ich noch auf einem Lastauto dorthin fahren, jetzt durchläuft eine Eisenbahn die Strecke. Der Ort ist ständig im Wachsen begriffen; zahlreiche Häuser, mehrere Kaufläden, zwei Banken und Kirchen, eine englische und eine holländische, wurden seitdem errichtet. White-River und Umgebung zählt gegen 40 Katholiken. Anfangs wohnte ich im Hotel, später bei den einzelnen Familien, wo ich auch die heilige Messe feierte. Wie ich wieder einmal dort war, hörte ich von einem gewissen Mr. N., der auch katholisch sei. Sofort erkundigte ich mich nach seiner Wohnung und erfuhr, es seien acht englische Meilen dahin. Ich machte mich auf den Weg, verirrte mich aber bald und geriet in ein weites Grasfeld; ich ging über Hügel und Täler, durch hohes Gras und Gebüsch, trock über und unter die Zäune, landete schließlich in einem Sumpf und mußte wieder umkehren. Zum Glück entdeckte ich eine Gruppe von Kaffern, von denen mich einer zur Wohnung



1. Jänner und Reisfuchen. — Das Reisessen am 1. Jänner ist eine wichtige Sache und dabei — nicht unangenehm. Unsere junge Sippe aus Tokio, Japan, beweist es. (Fides.)

des gesuchten Herrn begleitete. Dieser jedoch war zu meiner Enttäuschung nicht zu Hause. Ich erkundigte mich bei seinem Boy nach dessen Glaubensbekenntnis. Da ging der Schwarze ins Zimmer und brachte mir ein Büchlein. Doch war es nur ein Notizbüchlein. Er ging nochmals hin und kam mit einem römischen Missale (Messbuch) zurück. Nun wußte ich, daß Mr. N. wirklich katholisch ist. Erst spät abends langte ich, vom Regen ganz durchnäßt, zu Hause an. Doch bereute ich es nicht, den Weg gemacht zu haben; denn es stellte sich heraus, daß der Herr ein ausgezeichnete Katholik war, der von da ab regelmäßig zum Gottesdienst kam und mir sogar ministrierte.

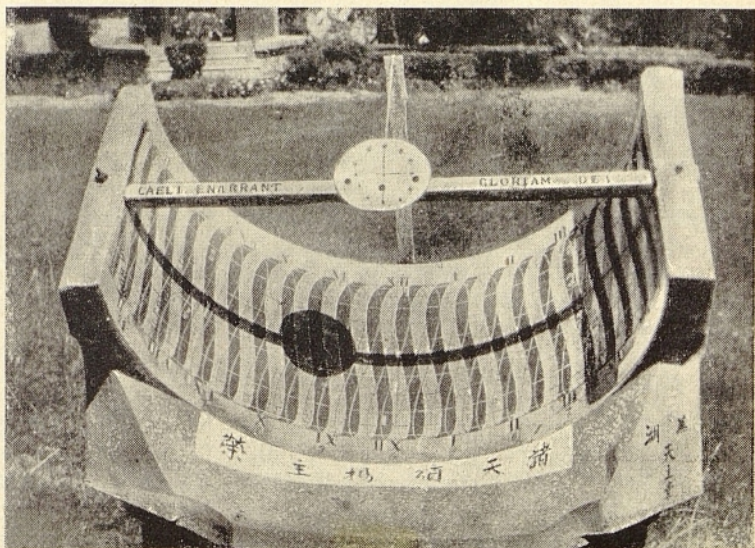
Etwa zwölf Meilen von White-River entfernt, besuchte ich einen andern katholischen Farmer. Durch Anlegen von Schwarzbattl-Pflanzungen verdiente er sich schon manches Geld, hatte jedoch auch öfters Unglück, das durch Feuer verursacht wurde. Wenn nämlich auf den umliegenden Farmen das Gras niedergebrannt wird, treibt der Wind das Feuer gern in die Waldungen. Auf diese Weise erlitt er vor einigen Jahren einen Schaden von mehreren hundert Pfund. Unweit von seinem Hause haben die Protestanten eine Schule für die Schwarzen errichtet. Oft bat er mich, dort eine Missionsstation zu errichten, aber aus

Priester- und Geldmangel konnte das bis jetzt noch nicht geschehen.

In einer andern Richtung, eine schöne Strecke von White-River entfernt, wohnt ebenfalls eine gut katholische Familie mit dreizehn Kindern. Sie besitzt eine große Farm, auf der Drangen, Grapefruits, Äpfel und andere Früchte gedeihen. Außerdem bauen sie Tabak, Mais und Gemüse an. Ich verbrachte gewöhnlich mehrere Tage bei ihnen, da sie jedesmal eifrig zum Tisch des Herrn gingen. Das kleine, vier Jahre alte Töchterlein sagte eines Morgens nach der heiligen Messe zu ihrem älteren Bruder: „Ich mag diesen Pater nicht; denn allen gibt er ein Zuderl, nur mir nicht.“ Sie hatte nämlich beobachtet, wie ich die heilige Kommunion austeilte, und gemeint, ich legte jedem ein Stückchen Zucker auf die Zunge.

An Abalon, so heißt nämlich die Farm, hat es fast immer geregnet, wenn ich dort war; das war so auffallend, daß es dort schon im voraus hieß: „Sekt werden wir bald wieder Regen bekommen, denn Pater Musar ist im Anzug.“ Eine Reise von White-River nach dieser Farm werde ich nie mehr vergessen. Der Farmer, einer seiner Söhne und zwei Töchter kamen mit dem Auto angefahren, um mich abzuholen. Da überzog sich der Himmel mit dichten

Eine kunstvolle Sonnenuhr. — Unsere Sonnenuhr, ein Werk spanischer Jesuiten in Wuhu, China, unterscheidet sich von den meisten ihrer Art durch die Genauigkeit, mit der sie die Zeit angibt, sooft die Sonne scheint. Sogar der Monat und der Monatstag werden mit angezeigt. Die Kurven in den Linien und die kontabe Oberfläche der Uhr geben genau die Abweichung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne wieder. P. Ricci, der vor drei Jahrhunderten in China als Missionär wirkte, berühmte durch seine Traktate über Zeitmessung und seine Sonnenuhrkonstruktionen, wird heute noch als Patron von den chinesischen Uhrmachern verehrt. (Fides.)





Missionsseminar Ellwangen.
— Blick in den Studieraal.
(Photo P. Hägele.)

Wolken. Wir hofften, noch ohne Regen heimzukommen; aber bald fing es an zu rieseln und schließlich goß es in Strömen. Das Dach über dem Auto war vollständig zerrissen, dazu peitschte uns ein heftiger Wind den Regen direkt ins Gesicht. Das Segeltuch, das wir bei uns hatten, mußte als Decke für das Mehl, den Zucker und die anderen Lebensmittel dienen, die der Farmer im Dorfe eingekauft hatte. Es ging durch einen Bach und auf der andern Seite einen steilen Hügel hinauf. Plötzlich blieb unser Fahrzeug stehen. Der Autoführer befahl: „Alles aussteigen und schieben!“ Nach mehrmaligen Versuchen gelang es, die Höhe zu erklimmen. Dort bestiegen wir das Auto von neuem. Aber es währte nicht lange, da blieb das Fuhrwerk wieder stecken. Der Motor arbeitete gut, doch in dem lehmigen Boden konnten die Räder nicht festgreifen. Wir stiegen abermals aus und versuchten zu schieben, doch ohne Erfolg. Wir fuhren etwas seitwärts ins Gras, um den Wagen so weiterzubringen. Aber auch das half nichts. Nun legten wir Ketten an die Räder. Es ging. Da plötzlich ein Krach

und die Ketten waren entzwei. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Hause zu gehen. Den Bach, der unseren Weg kreuzte, durchwaten wir, denn nasser, als wir waren, konnten wir nicht mehr werden. Todmüde langten wir endlich auf der Farm an. Der Farmer ließ mir Hemd, Hosen und Schuhe, denn meine eigene Wäsche war im Koffer auf dem Auto zurückgeblieben. Unterdessen fuhr der älteste Sohn auf dem Motorrad zurück, um meinen Meßkoffer zu holen. Aber wie erschrak ich, als ich ihn öffnete. Das Wasser hatte die Meßgewänder schrecklich zugerichtet. Wir arbeiteten bis ein Uhr nachts, um sie einigermaßen zum heiligen Opfer wieder instand zu setzen. Zum Glück waren die Hostien unverfehrt erhalten, so daß ich am nächsten Morgen zelebrieren konnte. Trotz manchen Ungemaches habe ich daselbst auch manche schöne und trostreiche Stunden erlebt. White-River und Umgebung sind die schönsten Gegenden des Unterlandes. Infolge der großen Fruchtbarkeit des Bodens ist mit einer guten Entwicklung in der Zukunft zu rechnen. (Fortf. folgt.)

Umschau.

Afrika. Lydenburg (Transvaal). — Der älteste Katholik der ganzen Apostolischen Präfektur Lydenburg ist der 125jährige Peter Paulus Nquobo. Er hat noch im vorigen Jahrhundert unter dem berühmten

kriegstüchtigen Zulukönig Dingaan gekämpft. Nquobo war bereits Familienvater, als im Jahre 1838 die Zulu nach verzweifelter Gegenwehr den Buren für immer unterlagen. Erst nahezu hundert Jahre später,

Pedi-Gehöft. — Rechts im
Hintergrund der Viehtraal.
(Photo Br. Cagol.)



am 5. Jänner 1932, sah Nquobo das Wasser der Wiedergeburt über sein ergrautes Patriarchenhaupt fließen.

Ein Unterhäuptling aus dem Sekukuni-land war in Verlegenheit. Sollte er die Erlaubnis zum Bau einer Missionschule auf seiner wohlbevölkerten Farm geben oder nicht? Eine Anzahl Räte und auch der nicht-katholische Pastor sprachen dagegen. Immerhin nahm er die Einladung des katholischen Missionars an und fuhr im Missionsauto nach Lydenburg, um dort die Schulen näher kennenzulernen. Er wurde Augenzeuge der großen schönen Fronleichnam-Prozession auf der Missionsstation Maria-Trost. Noch nie hatte er eine solch gewaltige Glaubensfundgebung in seinem Leben gesehen. Er schien halb gewonnen. Als er am nächsten Tage mit seinem Begleiter zwei katholische Schulen besuchte und von dem Chor der Kinder mit einigen Spedigefängen begrüßt wurde, war das Eis endgültig gebrochen: die Errichtung der neuen Schule war gesichert.

Brassaville (Französisch = Äquatorialafrika). — Vor 50 Jahren waren die Balari-Häuptlinge mit dem Erscheinen von Bischof Mugouard äußerst unzufrieden. Aber der Bischof gewann das Spiel durch die Macht seiner überzeugenden Persönlichkeit. Die Häuptlinge waren für Friedensschluß. Auf öffentlichem Markte in Gegenwart einer gewaltigen Menge Volkes ward der Vertrag geschlossen. Zwei Flinten wurden herbeigeschleift, eine von den Eingeborenen, eine

vom Bischof. Sie wurden in die ausgehobene Grube gesteckt und bis zum Kolben mit Erde bedeckt. — Von Staat und Kirche sind nun dieser Bischof als Apostel des Französischen Kongo geehrt. Er durchquerte das Land bis zum Stanley-Pool. Seine Absicht, dort, wo heute Brazzaville steht, eine Missionsstation zu errichten, scheiterte damals an dem Widerstand der Batéké. So entstand 28 Kilometer entfernt das Missionskirchlein von Linzolo als Ausgangspunkt für die späteren Missionen in Französisch-Äquatorialafrika. „Meine lieben Balari“, pflegte Bischof Mugouard scherzhaft zu sagen, „haben trotz der glatten Außenseite so manche Sünde der Menschenfresserei auf ihrem Gewissen.“ Tatsächlich war Msgr. Mugouard bald unter dem Namen des Bischofs der Menschenfresser bekannt; das Laster grasterte dazumal ringsum.

Schüttelten der Bischof oder andere Weiße entrüstet die Köpfe, so hieß es: „Man sieht, ihr habt nie Menschenfleisch gegessen, und so habt ihr auch keine Ahnung von seiner Güte. Ihr wißt auch nicht, wie erhehend es ist, Fleisch zu essen, das sprechen kann. Was begrabt ihr eure Toten, ihr hättet so manche Ziege von uns dafür bekommen.“ Zum Glück stand das Fleisch der Weißen weniger hoch in der Gunst der Eingeborenen. „Ihr esst zu wenig Paprika, darum ist euer Fleisch geschmacklos . . .“ Linzolo allein zählt heute 8500 Christen, das ganze Biskariat Brazzaville über 40.000. Seit den Tagen Bischof Mugouards hat man das Innere von Fran-

zösisch=Äquatorialafrika aus dem Verband mit Brazzaville losgelöst und daraus die Präfektur Ubanghi=Chari geschaffen. Die Heiliggeist-Väter haben dort bereits über 5000 Seelen gewonnen. Längs der Küste verfügen die älteren Missionen über 50.000 Gläubige.

Trotz des unausgesetzten Kampfes der französischen Regierung ist die Menschenfresserei in den Urwäldern noch nicht völlig ausgerottet.

Kroonstadt (Südafrika). — Als jüngst drei Paulusschwwestern von hier nach Ficksburg verlegt wurden, konnte man so recht einen Begriff von der Macht bekommen, die echte christliche Caritas auf jedes Herz, gleichviel welcher Hautfarbe, ausübt.

Die ganze Eingeborenen-Gemeinde ohne Unterschied der Konfession bereitete den scheidenden katholischen Schwestern in der Bantu Community Hall am Spätnachmittag des 12. Juni 1933 eine Abschiedsfeier. Der Vorsitzende nannte das, was die Schwestern in 6jähriger Tätigkeit den Armen und Kranken in der Eingeborenen-Lokation von Kroonstadt getan, ein „Wandeln in den Fußtapfen Christi“. Ein zweiter Redner gestand, daß diese Engel der Barmherzigkeit in ihrer Selbstlosigkeit für ihn zu einer Offenbarung des wahren Glaubens geworden seien.

Die Pastoren der verschiedenen Sekten gingen so weit, die Schwestern, die unter-

schiedslos allen geholfen hatten, für ihre oder alle Kirchen der Lokation zu beanspruchen. Sie wurden durch P. Bruening als Sprecher im Auftrag der Schwestern berichtigt. Er betonte, die Ordensfrauen würden zu keiner andern als der römisch-katholischen Kirche gehören. Humorvoll meinte er, wenn wirklich alle Religionsgesellschaften der Lokation sich mit den Schwestern so verbunden fühlten, so müßten sie eigentlich alle mit ihren Pastoren Katholiken werden.

Die Paulusschwwestern, die ihrer Hauptaufgabe, sich den Armen und Ärmsten zu widmen, auch in der Mission so treu bleiben, haben ihr Mutterhaus in Herrheim (Bayrische Rheinpfalz).

Wau (Englisch=Ägyptischer Sudan). — Seit dem 15. August 1933 verfügt der Sudan über ein weiteres kleines Seminar. Es ist für das Vikariat Bahr-el-Ghazal bestimmt und beginnt seine Laufbahn mit 20 Studenten. Mit Rücksicht auf den Apostolischen Vikar Msgr. Antonius Stoppani, den unermüdblichen Förderer des Gedankens einer Heranbildung des einheimischen Klerus seit 33 Jahren, trägt das Institut den Namen des Paduanischen Heiligen.

Die Missionare vom hl. Herzen von Verona sind die Träger des Evangelisationswerkes im Englisch-Ägyptischen Sudan. Während sie unter den Moslemin bis jetzt



Getreidespeicher der Vapedi.
(Photo Dr. Tagol.)

nicht Fuß fassen konnten, haben sie unter den Heiden bereits 15.000 für den Glauben gewonnen.

Grahamstown (Kapkolonie). — Am 11. Okt. 1933 starb in London im Alter von 87 Jahren Bruder Josef Hedley, S. J., der letzte Überlebende einer Missionsexpedition, die im Jahre 1878 von Grahamstown (Kapkolonie) aufbrach, um die Mission am Zambesi zu gründen. Am Schluß der Reise war Bruder Hedley mit einem Priester, P. Law, allein; die Eingeborenen hatten sie im Stich gelassen. In einer elenden Hütte legte sich der Pater zum Sterben nieder, nachdem er zuvor seine letzte Messe auf wahrhaft tragische Weise gefeiert hatte. Er drohte vor Mattigkeit umzusinken, und der Frater mußte ihn an dem Felsen stützen, der als Altar diente. Den Leichnam suchten die Ratten aufzufressen, und der fieberfranke Bruder Hedley hatte kaum noch die Kraft, die Tiere abzuwehren.

Asien. Shanghai (China). — Wenn die andauernde Wirtschaftskrise in manchen Gegenden die Zahl der Studierenden etwas zurückgehen ließ, so zeigen die katholischen Hochschulen in China doch im ganzen einen erfreulichen Stand.

Die Pekinger Universität Ju-nen darf zweifelsohne unter der Ägide der Steyler Patres einem weiteren Aufschwung entgegensehen, nachdem die Benediktiner auf organisatorischem Gebiete vielfach Beachtenswertes geschaffen hatten. So kann es die chemische Abteilung ihrer

Einrichtung nach mit den besten Universitäten des Landes aufnehmen. Die Studenten der Ju-nen haben zudem den jüngsten Ereignissen gegenüber einen Korpsegeist und eine Verbundenheit mit ihrer Alma Mater gezeigt, die auf ihre Lehrer zurückfallen muß.

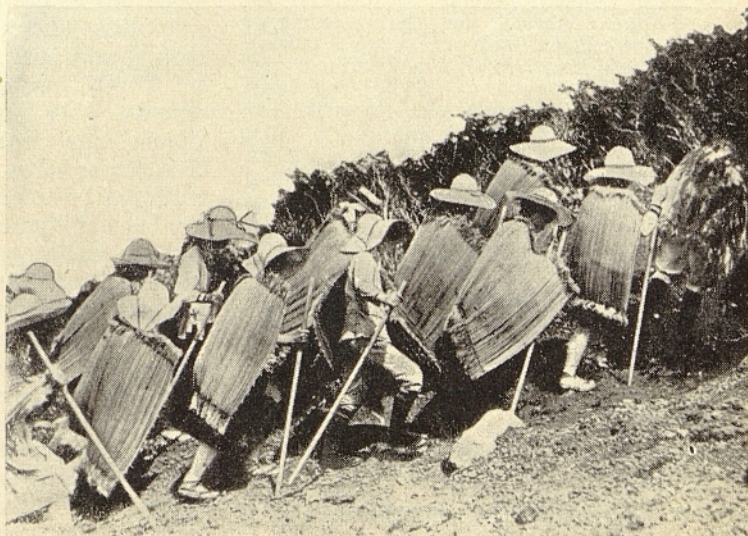
Die Handels- und Industriehochschule von Tientsin steht in voller Blüte. Der Untersuchungsausschuß des Völkerbundes hatte das vernünftige Wort geprägt: „Ohne richtige Mittelschulbildung ist ein Hochschulbetrieb nicht möglich. Die beste Universität in China wird jene sein, die die besten Vorbereitungsschulen hat.“ Daran hielten sich die Jesuiten von Tientsin. Ihre Bemühungen um die Hebung ihrer Mittelschule haben offenbar — wie der Zustrom zeigt — zu einem vollen Erfolg geführt. Es sollte nicht wundernehmen, wenn das Institut in wenigen Jahren das bedeutendste seiner Art in Nordchina darstellt.

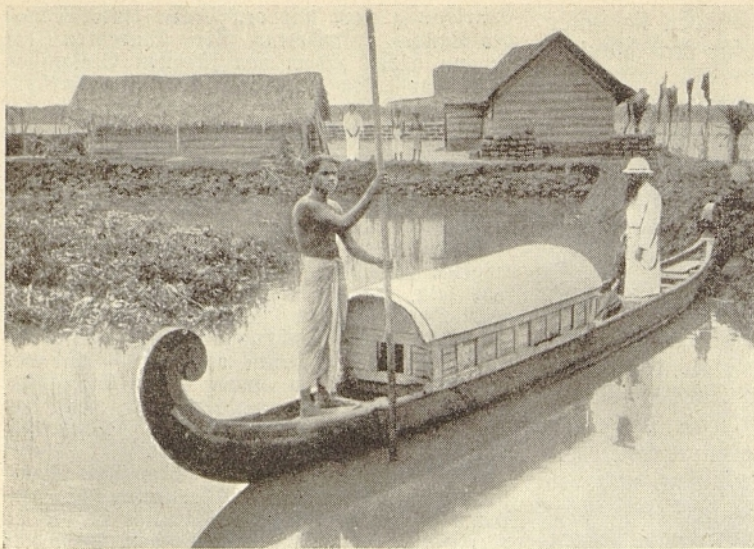
Noch weiter im Süden, in Shanghai, ist die Aurora in stetiger Aufwärtsbewegung begriffen. Der Ruf der medizinischen Fakultät ist bereits über die Grenzen Chinas gedrungen. Bewohner der Philippinen, Koreaner, Russen und sogar Japaner haben sich um Aufnahme beworben. Um die Chinesen nicht zu benachteiligen, mußten bereits eine Reihe von Gesuchen zurückgewiesen werden. Es ist nicht ohne Interesse, darauf hinzuweisen, daß zurzeit 30 katholische Hospitäler Chinas von ehemaligen Studenten der Aurora übernommen sind.

Auch für den Ausbau der naturwissenschaftlichen Fakultät, besonders die gut besuchte Abteilung für Elektrizität, ist viel geschehen.

Unter den 59 chinesischen Universitäten behaupten die drei katholischen ehrenvoll ihren Platz. Es wäre nur zu wünschen, daß sämtliche Metropolen des Landes ihre eigene katholische Universität erblieten.

Besteigung des Fujijama. — Der Fuji, der größte und schönste Berg Japans, hat ungefähr 3780 Meter Höhe. Der Weg zum Gipfel führt über Ebenen, Wald und Felsengebirg'. Die häufigen und plötzlichen Niederschläge machen den Besteigern vor allem das Tragen eines Regenmantels zur Pflicht. Als der heiligste Berg Japans wird der Fuji in den zwei schneefreien Monaten Juli und August von 15.000 bis 20.000 Pilgern besucht. (Sides.)





Arbeit von Haus zu Haus in Malabar. — Die Franziskaner-Missionsbrüder von Poinfuz, Bombay, mußten nach venezianischer Art erst eine künstliche Insel herstellen, ehe sie an den Hüttenbau denken konnten. Der ganze Missionsabschnitt ist dort ständig unter Wasser. So spielt das Boot eine große Rolle. — Seit ihrem Bestehen (25 Jahre) haben unsere Brüder über 1800 Knaben in ihren Waienhäusern aufgezogen und Hunderte bekehrt. Sie gehören zu den wenigen Brüdergenossenschaften, die sich in den Missionen selbständig dem Apostolat widmen. (Fides.)

Der letzte Franziskaner von Texas.*

Eine geschichtliche Erzählung von Robert Streit, O. M. I.

(Nachdruck verboten.)

Vorbemerkung. Die folgende, äußerst spannende Erzählung schildert die letzten Schicksale und den Opfertod des P. José Antonio Díaz de Leon, des letzten Franziskaners von Texas. Im Jahre 1813 wurden die blühenden texanischen Indianermissionen, die unter Leitung der Franziskaner standen, von der spanischen Regierung gewaltsam unterdrückt, die Kirchen beraubt und die Indianer zerstreut. Damals war P. Díaz Oberer der Mission. Obwohl die Indianer lange Jahre keinen Priester mehr sahen, blieben sie doch dem katholischen Glauben treu. Deshalb entsandte der Bischof von Monterrey 1832 den durch seine Tugenden und Verdienste weithin bekannten P. Díaz neuerlich in das Gebiet der Kirchenfeinde. Schon im November 1834 fiel der Glaubensbote ihrem Haß zum Opfer.

1. Der barmherzige Samaritan.

„Holla! Mann dort drüben! Seid Ihr am Leben?“

Keine Antwort.

„Sonderbar“, jagte kopfschüttelnd der Reiter, indem er sich im Sattel aufrichtete. „Ich täusche mich doch nicht. Dort zwischen den Mesquite- und Raktusgebüsch liegt

ein menschliches Wesen. — Das bedeutet ein Unglück. Heilige Jungfrau von Los Pilar, steh deinem Diener bei!“

Der Mann, welcher die Straße von Nacogdoches herübergeritten war, stieg vom Pferd und band es an einen der verkrüppelten Mesquitebäume, die schief und krumm, wie eine Reihe schlafrunkener Wachposten, längs des Weges standen. Dennoch war es eine nicht unangenehme Abmehlung zur öden Grasfläche, die sich zu beiden Seiten der Straße nach Norden und Süden hin erstreckte, bis zum fernen Horizonte, wo Himmel und Erde ineinander verschmolzen. Der Reiter näherte sich dem Gebüsch, und vorsichtig teilte er die Zweige auseinander. Da lag vor ihm ein Mensch regungslos am Boden. Er beugte sich über ihn, rief und rührte ihn leise an. Ein schmerzliches Stöhnen war die Antwort.

„Gute Madonna!“ seufzte der Reiter. „Da ist guter Rat teuer. Kein Tröpfchen Wasser mehr in der Flasche, und keines hier zu finden weit und breit.“ Er blickte hilfesuchend umher. Ringsum die große, weite Prärie. Träge und schwül lastete die zitternde Sonnenglut auf der braunen Grasfläche. Kein Laut störte die Einsamkeit.

* A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung in Dülmen, Westfalen.

Straßenszene in Indien. — Wir sehen einen indischen Bräutigam aus Mymer, das den französischen Kapuzinern anvertraut ist, auf dem Weg zum Glück. Nicht alle Inder können sich solchen Luxus erlauben. Die Statistik spricht eine ganz andere Sprache. Unter den 353 Millionen, die Indien nach der letzten Volkszählung zum dichtbevölkersten Land der Welt machen, gibt es eine Unmenge Armer und Analphabeten. Nur 80/o der Bevölkerung sind des Lesens und Schreibens kundig.

(Fides.)



Kein Lüftchen kümmerte sich um die gelben oder roten und blauen Blüten, die sonst so willkommenen Gespielinnen auf schwankendem Stengel.

Wieder richtete der Mann seinen Blick auf den Verwundeten, der leise am Boden ächzte und stöhnte. Dicke Blutstropfen sickerten aus dem ledernen Rockärmel, und sie färbten die dünnen Grashalme dunkelrot. Der Kranke mußte am Arm oder an der Schulter verwundet sein. Auch das Gesicht war arg mitgenommen. Die Haut war stellenweise geschunden, der lange schwarze Bart zerraut. Die rechte Hand umklammerte krampfhaft ein blutiges Bowiemesser, die linke preßte sich auf die Herzseite.

Der Retter kniete nieder, um den Bewußtlosen etwas aufzurichten, aber entsetzt prallte er zurück. Ein Schreckensruf entfuhr seinen Lippen: „Indianer!“ Der Scheitel des Fremden war eine Wunde. Durch einen Kreißchnitt war die Kopfhaut vom Schädel abgetrennt worden. Kein Zweifel, die Indianer hatten den Mann skalpiert.

„Arme Seele!“ flüsterten mitleidsvoll die Lippen des Reiters. „Sie haben dir arg mitgespielt. — Doch keine Zeit ist da zu verlieren; ich muß Wasser haben. — Halt, ich glaub', da ist noch etwas Meßwein.“

Rasch sprang er hinüber zu seinem Pferd und griff in die weiten Satteltaschen. Aus dem kleinen Fläschchen goß er dann dem

Kranken einige stärkende Tropfen zwischen die blutigen Lippen in den Mund.

„Bis zum Naches mag's eine gute halbe Stunde sein“, rechnete er. „Das macht also eine Stunde hin und zurück. Es muß gehen. Holla, Rosa! Du bist zwar müde, aber es gilt ein Menschenleben, und vielleicht — heiliger Vater Franziskus, steh mir bei! — vielleicht auch ein Seelenleben“, fügte er bei, einen mitleidvollen Blick auf den Mann am Boden werfend. „Rosa, greif aus!“

Das kluge Tier spigte die Ohren. Es war, als verstände es die Worte und seine Aufgabe. Kaum saß der Reiter im Sattel, so flog es wie ein Pfeil über die Straße hin. —

„Jesus, Gnade und Barmherzigkeit für diese Seele!“ kam es von Zeit zu Zeit wie ein Stoßgebet über die Lippen des Reiters. Davan erkennen wir den seeleneifrigen Missionär, den Pater José Antonio Diaz. Am frühen Morgen hatte er heute die braune Kutte geschürzt und war zu Pferde gestiegen, um seine lieben roten Kinder drunten bei St. Augustine zu besuchen. Alljährlich pflegte er solche Missionsreisen zu den Indianern, welche ehemals zur Mission Unserer Lieben Frau de Los Pilares gehörten, zu unternehmen. Besonders waren es die Abdaas gewesen, welche sich um jene Mission angeeifelt hatten. Aber wie viele andere Stationen war auch sie aufgelöst worden,

und die zu ihr gehörenden Indianer waren in die Wälder und Prärien zurückgekehrt. Ach, und das alte Geschlecht, das den Unterricht der wackeren Mönche genossen, war am Aussterben, und heranwuchs ein neues, verwildertes Volk. Das Unkraut des blinden Heidentums mit seinen blutigen Greueln begann wieder über die Herzen zu ranken wie der Esau über die zerstörten Missionskirchen. Pater Diaz suchte zu retten, was noch zu retten war.

Nach Verlauf einer Stunde stand der Missionär wieder neben dem Verwundeten. Noch immer war derselbe ohne Bewußtsein. Als aber das frische Wasser kühlend Stirn und Wangen benetzte, seufzte er tief auf. Behut-

sam wusch dann der Missionär den blutigen Mund rein und befeuchtete die brennende Zunge mit Wasser, das er mit etwas Wein vermischt hatte. Einige Minuten verstrichen. Langsam kehrten dem Verwundeten die Sinne zurück. Er schlug die Augen auf, aber sie irrten mirr umher, verständnislos für die Außenwelt und für den Mann, der am Boden kniete und bemüht war, das Blut zu stillen.

„Wasser!“ stöhnte der Verwundete und schloß dann wieder die Augen. Der Missionär reichte es ihm, und der Kranke wurde ruhiger. Jetzt holte der barmherzige Samaritan aus der Satteltasche einen kleinen Schwamm, tauchte ihn in das Wasser und begann das Gesicht des Mannes von Staub und Blut zu reinigen. Seltsam betroffen zuckte er aber zusammen, als er eine große Narbe erblickte, die quer über die linke Stirnseite des Mannes sich hinzog. Er hielt in seinem Liebeswerk inne und betrachtete aufmerksam die Züge des fremden Mannes.

„Großer Gott“, murmelte er, „welche Ähnlichkeit! — Das ist José Orreto, der Verräter und Brandstifter unserer Mission am Jacinto.“ Er ließ die Hände sinken und starrte auf den Verwundeten. Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich seiner. Wie ein Gefühl der Abneigung und des Abscheues wollte es in seiner Seele aufsteigen und ihn bewegen, diesen Mann sich selbst und seinem Schicksal zu überlassen. Aber nur einen Augenblick zögerte er. Dann erhob er seine Augen zum Himmel, und seine Lippen beteten: „Tuet Gutes denen, die euch hassen; betet für die, die euch verfolgen und beleidigen, auf daß ihr Kinder des himmlischen Vaters seid, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte! — Herr, du hast es befohlen, verzeihe mir armem Sünder.“ Und noch eifriger als bisher fuhr er fort, den Verwundeten zu verbinden. Aus Baumzweigen und weichem Bräriegras bereitete er im Schatten eines Mesquitebaumes ein Lager. Hierhin bettete er behutsam den Kranken, um ihn vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen. Dann begann er von neuem die heiße Stirne des Bewußtlosen zu kühlen.

Wieder schlug der Mann die Augen auf. Diesmal war der Blick fest und bestimmt.



Kapuzinermissionär bei Kriegern vom Stamme der Caqueta. — In dem zu Kolumbia gehörigen Vitarai Caqueta betreuen die spanischen Kapuziner etwa 25.000 Katholiken. Viele der ersten spanischen Missionäre auf kolumbischem Boden fielen den vergifteten Pfeilen der Indianer zum Opfer. In Kolumbia wurden die ersten sogenannten „Reduktionen“ gegründet, nachdem die Bekehrungen zahlreich geworden waren. In eigenen, selbständigen Landsiedlungen wurden dort die neubefrehten Indianer von dem verderblichen Einfluß der europäischen Kolonisten ferngehalten. (Vides.)

Die Erinnerung an das Borgefallene erwachte in seiner Seele, und was jetzt aus den fiebernden Augen leuchtete, war die wilde Wut und Verzweiflung. Er ballte die Fäuste, und ein Fluch entfuhr den bebenden Lippen: „Ha, die roten Hunde!“

„Regt Euch nicht auf“, sagte leise der Missionär.

„Mann, wer seid Ihr?“ Ein durchbohrender Blick richtete sich auf den Mönch.

„Ihr dürftet mich wohl kennen, José!“ —

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Nur das Auge des Kranken flackerte wilder und wilder. Ein Wutanfall packte ihn. „Was wollt Ihr von mir?“ rief er. „Ihr seid einer von den braunen Mönchen. Seid Ihr gekommen, um mich zu quälen? Fort mit dir, braune Rutte! Ha, ha! Meint Ihr, ich müßte sterben? Die Indianer . . . träume ich . . .?“ Der Kranke wollte sich erheben, aber laut aufstöhnend sank er auf die Erde zurück. „Nein, ich träume nicht. O mein Kopf, mein armer Kopf! Wie brennt das Feuer! — Feuer?!“ — Wie ein Fieberfrost durchschauerte es den Kranken, und der Missionär seufzte: „Herr, gib Frieden dieser armen Seele . . .“ — „Feuer in der Mission — Feuer im Kopfe — Feuer in der Hölle — höre, Mönch: Ich will nicht sterben. Nein, ich will nicht. Hast du mir mein Sündenregister gebracht? Her damit! Wir wollen's zerreißen, und dann schere dich fort! Mir tun die Augen weh, braune Rutte, wenn ich dich sehen muß. Fort, schnell fort! Weißt du, der Kapitän . . . Ha, stirb, Mönch! Ich muß dich töten! Wo ist mein Messer . . .?“

„Bleibt ruhig, José“, bat der Missionär, und sanft drückte er den fiebernden Kranken auf das Lager zurück. „Drreko . . .“

„Ich heiße nicht José und heiße nicht Drreko“, rief der Kranke. „Mein Name ist Melton. Das kann Euch jeder Waldläufer zwischen dem Colorado und der Sabine sagen.“

„Hier mögt Ihr jetzt heißen, wie Ihr wollt“, antwortete ruhig der Missionär. „Aber am Jacinto habt Ihr Drreko geheißt und Eure Mutter ließ Euch auf den Namen José taufen. Kennt Ihr mich noch?“ Bei diesen Worten des Mönches schien es, als wäre dem Kranken mit einem Male alles Blut aus den fiebergeröteten Wangen



Wolken über Siam. — Schwarze Wolken hängen über Siam. Die Revolution hat das Land heimgesucht. Unser Bild bringt eine Nachtsicht von Wat Cheng, einem der schönsten Buddhistentempel Bangkoks. Siam zählt ungefähr 300 katholische Priester, Brüder und Schwestern. Die Pariser Missionäre betreuen das Vikariat Bangkok und die Salesianer die Mission Rajaburi. (Fides.)

gewichen. Totenbleich stierte er auf den Sprecher. Dann seufzte er tief auf: „Ihr seid Pater Diaz! — O Gott, du bist gerecht!“ Erschauernd schloß er die Augen.

„Ich bin es“, flüsterte der Missionär, indem er sich liebevoll über den Kranken beugte. „José, Gott ist auch gütig. Deshalb ließ er mich Euch hier finden. Dreißig Jahre mögen's her sein, daß wir uns das letzte mal gesehen und daß ich Euch diese Stunde voraussagte. Nun ist sie da.“

Der Kranke nickte mit dem Kopfe, und der Missionär fuhr fort: „Damals, José, wart Ihr noch der angesehene Sohn des spanischen Kommandanten am Jacinto, und heute seid Ihr namen- und heimatlos. — Mein Gott“, sagte leise der Pater für sich hin, „welch ein Glück war ihm von seiner Vorsehung bechieden worden und wie hat er's vergeudet!“

„Gottes Hand hat mich getroffen“, stöhnte der Kranke. „Vaterlos machte ich den Indianer, und seine Kugel sitzt mir nun im Herzen.“ Er wollte weiterprechen, aber ein roter Blutstrom quoll aus dem Munde, und mit schmerzlichem Stöhnen preßte er die Hand auf das Herz. Rasch sprang der Missionär hinzu und trocknete das Blut auf. Dann reichte er ihm den Becher mit Wasser.

Ein dumpfer Donner rollte am fernen Horizont. Besorgt blickte der Missionär in die Prärie hinaus. Im Südwesten sammelten sich gelbliche Wolken, und die drückende, schwüle Luft geriet in Bewegung. „Ein Gewitter zieht herauf“, sagte der Pater. „Wir können hier nicht bleiben, wir müssen zum Waldufer des Naches hinüber. Eine gute halbe Stunde ist es bis zur alten Felsenhöhle. Nun, es wird gehen. Ehe das Gewitter zum Ausbruch kommt, kann ich ihn geborgen haben.“

Er führte das Pferd herbei und half dem Verwundeten behutsam hinauf. Während er mit der Linken den Kranken unterstützte, lenkte er mit der Rechten den Zügel. So ging es langsam dem waldigen Flußufer zu.

Unterdessen rückte auf Sturmflügeln das Gewitter näher und näher hinter ihnen her. Im Ritzack huschten die feurigen Gewitterschlangen in dem schwarzgrauen Gewölk, und dumpf rollten die Donnerschläge über die weite Prärie wie eine Aufforderung zur gewaltigen Schlacht. Gleich Vorboten eines großen Kriegsheeres jagten die Wolken vorüber und verdunkelten den Himmel, während ein scharfer Windstoß die Straße entlang fuhr, den Staub hoch aufwirbelnd. Als aber die ersten schweren Wassertropfen niederfielen, schritt der barmherzige Samaritan neben seinem Kranken bereits unter dem schützenden Blätterdach der Waldbäume.

2. Das Geständnis eines Sterbenden.

An dem waldigen Uferlande des Naches erhob sich ein verwittertes Felsgestein. Moos und Schlingpflanzen aller Art hatten es reichlich überwuchert, und einige verwegene Tannenbäumchen waren allmählich

über den steinigten Rücken des Hügels geklettert. Sie hatten genügenden Boden gefunden, und mit den Jahren waren die kleinen Bäumchen zu einem kräftigen Waldgeschlecht ausgewachsen, das sich würdig und ebenbürtig den graubärtigen Waldbriesen am Fuße des Felsens angeschlossen. Wo zwei derselben sich an die Hügelfwand lehnten, trat das Felsgestein in der Mitte in weitem Bogen zurück, und wenn man dieser Erweiterung nach innen folgte, gelangte man zu einer Höhle, die durch das dichte Gestrüpp und Gebüsch ziemlich verborgen war. Hier war es, wohin Pater Diaz den Verwundeten vor dem Unwetter gerettet und wo er ihn auf ein weiches Mooslager niedergelegt hatte. Von der Anstrengung des Rittes und durch den Blutverlust geschwächt, war letzterer von neuem in Ohnmacht gefallen. Der Pater benetzte ihm Stirn und Schläfen mit kühlendem Wasser, und allmählich kam der Kranke wieder zu sich. Eine Veränderung war aber inzwischen in ihm vorgegangen. Das wilde Feuer erregter Leidenschaft war aus den Blicken geschwunden, und ein besseres Gefühl leuchtete aus ihnen, als sie jetzt den Missionär streiften, der sorgend am Boden kniete. In der Höhle herrschte tiefe Stille. Draußen aber raste das Unwetter durch den Wald. Seine ganze Wut, deren es wohl nur in jenen heißen Gegenden fähig ist, hatte es entfesselt. Blitz und Donner mischten sich durcheinander, und der Regen fiel in Strömen nieder. Unwillig knirschten die Waldbriesen vor der Felsenhöhle und neigten ächzend ihre mächtigen, grünen Arme.

„Santo Padre“, hub der Kranke an, „verzeiht mir mein Benehmen von soeben —“

„Still, José, still“, fiel ihm der Missionär ins Wort. „Ich weiß nichts mehr davon.“ Aber der Kranke schüttelte mit dem Kopf und sagte:

„Laßt mich sprechen, Padre! Ich habe viel auf dem Herzen, und mein Weg zur Ewigkeit ist gemessen.“ Einige Augenblicke schwieg er, als wollte er sich zu dem, was er zu sagen beabsichtigte, sammeln.

(Fortsetzung folgt.)